

---

**Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte**  
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris  
(Institut historique allemand)  
Band 25/3 (1998)

DOI: 10.11588/fr.1998.3.61548

---

#### Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

Notons cependant que du point de vue politique, le concept de pays de l'Est renvoie à l'époque soviétique, l'Europe de l'Est s'opposant à celle de l'Ouest, et qu'il est aujourd'hui largement récusé, ne serait-ce que par les Polonais, qui préfèrent voir leur pays inclu en Europe Centrale. Ils ne tiennent plus à figurer dans la zone intermédiaire qui à de nombreuses reprises avait constitué la marge de l'empire russe. Dans ce sens les auteurs auraient pu pousser jusqu'à l'Oural les frontières de l'Est européen, nouvelle manière, puisqu'ils incluent l'Ukraine et la Biélorussie à leur étude, un pari qui en raison du terrain encore très mouvant, mérite d'être pondéré: le choix évoque le souvenir du cordon sanitaire.

Ces considérations liminaires confèrent le plus grand intérêt aux rubriques, clairement rédigées, qui permettent de visualiser le passé mouvementé de la région en utilisant avec art toutes les ressources graphiques disponibles: on retrouve ainsi les empires disparus, les ethnies, les armées en marche, les tracés successifs infligés aux frontières. Une remarque toutefois s'impose à propos de la carte des religions, qui superpose, par un système de hachures, très lisibles, les régions de rite catholique et orthodoxe met en évidence leur osmose. Un graphisme différent représente les uniates, qui sont le degré extrême (une spécificité) de l'interpénétration. Ce détail suggère à tort leur singularité par rapport aux deux hiérarchies. Plutôt que les divisions c'était la richesse des formes de coexistence qui faisait toute l'originalité des confins polono-ukrainiens.

Dans un registre voisin, on peut se demander pourquoi sur la carte des voies ferrées qui, au début du siècle, menaient de Saint-Petersbourg et de Moscou vers Varsovie, celles-ci semblent s'arrêter en Pologne alors qu'elles continuaient vers Vienne et Berlin sans que le transbordement soit un problème. Le tissu européen était alors continu. Certes, il n'en était pas moins soumis à la violence, comme le souligne une carte des assassinats politiques en Europe orientale. On aurait pu tout aussi bien représenter sa richesse en poètes, écrivains et philosophes qui, exposés au mélange des cultures ont créé des chefs d'œuvres de la culture européenne. On pense à Joseph Roth, à Paul Celan, mais aussi à Elias Canetti et à quelques autres, qui nous inspirent le regret des mondes disparus de Czernowitz et de Lemberg. On peut regretter que l'accent soit mis sur ce qui divise plutôt que sur ce qui rétablit ce tissu humain massacré.

Si l'on passe, de l'ensemble, aux États de la région, qui, depuis 1989, dénotent des évolutions rapides, parfois inattendues, le lecteur ne peut que se féliciter de cette mise à jour et du soin avec lequel sont rendues accessibles et lisibles les données relatives à la vie économique, démographique, sociale et politique des États, anciens et nouveaux de la région, avec la Tchéquie, la Slovaquie, et les nouveaux États créés par le plan de partage de Dayton. Soulignons l'originalité qui préside à l'organisation des représentations graphiques. Il en résulte des tableaux lisibles, qui incitent à la réflexion et invitent à suivre les développements à venir.

Anne HOGENHUIS-SELIVERSTOFF, Paris

Immanuel GEISS, Klaus VERFUSS, Hartmann WUNDERER, *Der Zerfall der Sowjetunion*, Frankfurt am Main (Moritz Diesterweg) 1995, 159 S. (Brennpunkt Geschichte).

Der Zerfall des Sowjetimperiums kam bekanntlich nicht nur für die marxistische Linke, sondern selbst für Sowjetologen völlig überraschend. Dieses weltgeschichtliche Ereignis bedarf deshalb einer rationalen Einordnung, die unsere herkömmlichen Analysen überprüft. Die Autoren liefern dazu einen originellen Beitrag, indem sie stärker »Geschichte«, das heißt langfristige Strukturen und Kontinuitäten, als erklärenden Faktor für die östlichen Umwälzungen 1989/91 berücksichtigen. Die russisch-deutsche Geschichte wird vor allem unter dem Blickwinkel ihrer zentrifugalen Tendenzen und struktureller Handikaps verordnet.

Ein erster Schlüssel zum Verständnis der Problematik von Einheit und Zerfall russischer Imperien ist für die Autoren die Kontinuität »autokratisch-totalitärer Zivilisation« (I. Geiss). Die russische Vorgeschichte, der Kiewer Rus (882–1240) und die tatarische Tributsoberrherrschaft (1241–1480) waren noch lockere Konföderationen. Die Annahme der orthodoxen Religion durch Wladimir I. (988) und tatarisches Unterwerfungsritual begünstigten jedoch eine autokratische Kultur. Besonders nach dem Fall Konstantinopels (1453) traten die Großfürsten von Moskau bewußt in die autokratische Tradition von Byzanz ein. Iwan IV. (der Schreckliche) führte als erster Zar (1547) das byzantinische Hofzeremoniel ein. Bojarenadel (ersetzt durch »Dienstadel«), freies Bauerntum oder lokale Autonomien wurden niedrigerungen. Die Verschärfung der Leibeigenschaft (1498) besiegelte eine rundweg hierarchische Gesellschaftsstruktur. Dem ständig anwachsenden russischen Reich gelang es jedoch nie, seine Völkerschaften anders als durch despotischen Zentralismus zusammenzuhalten. Ohne innere Legitimität löste die Schwächung des Machtzentrums immer wieder Unruhen an seiner Peripherie sowie soziale Aufstände hervor. Polen- und Aufstände im 19. und 20. Jh., nationale Bewegungen in der Ukraine, Weißrußland, dem Baltikum im Ersten und Zweiten Weltkrieg oder die gewaltsam niedergeschlagenen Aufstände vom »roten Zaren« im lateinisch geprägten Ostmitteleuropa während des Kalten Krieges verdeutlichen diese Kontinuität. Die Smuta (1598–1613) nach dem Aussterben der Rurikiden war schon eine Art Präzedenzfall für die gegenwärtigen Wirren. Für die Verfasser verdeutlicht die Abwendung der lateinisch geprägten Balten, Polen, Ungarn, Tschechen (»gekidnappten Mitteleuropäer«, M. Kundera) und Ostdeutschen von Rußland die Wirksamkeit der Strukturgrenze (395/1054) zwischen orthodox-autokratischem Osten und lateinisch-selbstbestimmtem Westen.

Die Kernfrage, die sich bei der Lektüre dieser Ausführungen für manche Leser wahrscheinlich stellt ist: kann Rußland sich grundlegend verändern, d. h. eine Demokratie werden? Es verwundert kaum, daß die Autoren überwiegend skeptisch sind, wenn sie angesichts der russischen Vergangenheit bemerken, eine neue Variante autokratisch-kollektivistischer Traditionen sei wahrscheinlicher als eine Hinwendung zu westlichen Werten. Vielleicht ist dieses Urteil ein wenig zu pessimistisch, denn die derzeitige westliche Öffnung der russischen Gesellschaft ist angesichts von Internet, zahlreichen westlichen Besuchern, freien Wahlen, sowie Rede- und Pressefreiheit qualitativ ganz anderer Art als zu Zeiten Peters des Großen.

Ebenso ist zu hoffen, daß das neue Rußland an demokratischere Traditionen (z. B. Dekabristenaufstand 1825, Reformen Alexanders II., russische Duma, Kerenski-Regierung) anknüpft. Dennoch wird man den Autoren Recht geben, wenn sie vor überspannten Erwartungen warnen, wie es der Tschetschenien-Krieg oder die Doktrin des »Nahen Auslandes« der »demokratischen« Jelzin-Regierung inzwischen gezeigt haben.

Eine zweites großes Leitmotiv der russischen Geschichte ist für die Autoren seine industriell-zivilisatorische Randlage zu den großen Kulturzentren im Süden (Rom und Griechenland) und Westen. Geiss sieht die russische Geschichte von einer deprimierenden Kontinuität des Scheiterns geprägt, das heißt den Versuch mit allen Mitteln – technokratische Modernisierung, Expansion nach außen – Zugang zu der industriellen Zivilisation des Westens zu finden. Iwan IV., Peter der Große, Lenin, Stalin, Breschnew und schließlich Gorbatschow versuchten letztlich vergeblich, industriellen Anschluß an den Westen zu finden. Besonders die lateinischen Völker an der Westglacis des Sowjetimperiums, wirtschaftlich und sozial weiter fortgeschritten, empfanden die sowjetische Domination unerträglich. Es ist wohl kein Zufall, wie die Autoren hervorheben, daß die Explosion des Imperiums an der westlichen Peripherie in der DDR 1953 mit den Demonstrationen der Bau- und Stahlarbeiter gegen Normenerhöhungen begann. Auch der ökologische Raubbau der Sowjetwirtschaft – Tschernobyl, Aralsee, Monokulturen, Wasserverschmutzung – wurden zum Sprengstoff für nationale Unabhängigkeitsbestrebungen.

Die Darstellung des russischen Entwicklungsdilemmas ist auch überaus lehrreich für zukünftige Prognosen und Analysen von Machtpotentialen. Geiss verweist auf die nie geschlossene Kluft von Rußlands quantitativer Stärke (Territorium, Bevölkerungszahl) und qualitativer Schwäche (Lebensstandard, Bildung, technisch-industrielles Leistungsvermögen). Rußland blieb stets Rohstoffexporteur. Kein Wunder, daß die Sowjetunion die teuer gewordenen außereuropäischen Sallitenstaaten – allein Kuba kostete die Sowjetunion schon im ersten Jahrzehnt täglich eine Million Dollar – nicht mehr unterstützen konnte. Militärische Supermacht, wirtschaftlicher Standard unterhalb der 50. Stelle (Schewardnadze): dies ist und bleibt das sowjetch-russische Dilemma. Jahrzehntelang hat sich der Westen von der militärischen und quantitativen Stärke Rußlands blenden lassen und wiederholt jetzt wahrscheinlich den gleichen Fehler mit den Prognosen über das angebliche Auftauchen einer neuen chinesischen Supergroßmacht.

Den Autoren ist zu bescheinigen, daß sie nicht nur eine synoptische und gut lesbare Darstellung russisch-sowjetischer Geschichte für Nichtspezialisierte bieten, sondern auch einen höchst interessanten Deutungsversuch des Zerfalls des Imperium Sovieticum, der die geschichtsmächtige Wirksamkeit der Faktoren »de longue durée« eindrucksvoll belegt.

Thomas LINDEMANN, Paris

Immanuel GEISS, Gabriele INTEMANN, *Der Jugoslawienkrieg*. 2. aktualisierte und erweiterte Auflage, Frankfurt am Main (Diesterweg) 1995, 128 S. (Brennpunkt Geschichte).

Der Jugoslawienkrieg ist im europäischen Bewußtsein wohl das brutalste Dementi des angekündigten Endes der Geschichte (F. Fukuyama) geworden. Konflikte sind leider selten auf den bösen Willen machtbesessener Diktatoren reduzierbar, sondern haben auch oftmals tiefere historische Wurzeln, Strukturen der »longue durée« zur Ursache. Längst überwunden geglaubte Gegensätze wie die rund 1500 Jahre alte Spaltung zwischen Orthodoxen und Katholiken brechen so unvermutet aus der einst monolithisch geglaubten Welt der kommunistischen Imperien hervor.

Für die Autoren ist der Ausbruch des Jugoslawienkrieges vor allem das Resultat von nie gelösten strukturellen Mentalitäts- und Entwicklungsunterschieden der Nord-Südslawen, das heißt der Kroaten und Slovenen und der Süd-Südslawen, denen die Serben zugerechnet werden.

Das westeuropäische Nationalstaatsprinzip war und bleibt für den Balkan als klassische Minderheitenregion höchst problematisch, wie I. Geiss hervorhebt. Die geographische Zersplitterung dieser Region sowie ständige Wanderungsbewegungen förderten eine kleinräumige Entwicklung und ethisch-kulturellen Pluralismus. Schwächeperioden imperialer Mächte führten kurzfristig zur Entstehung nationaler Großreiche, an denen die nationalen Bewegungen am Anfang des 19. Jh. anknüpften. Grenzkonflikte dieser »Reichsnationalisten« waren vorprogrammiert. Eine territoriale Abgrenzung der Nationalitäten ist auf dem Balkan schlechthin unmöglich, wie es die ethnische Zusammensetzung der Nachfolgestaaten Österreich-Ungarns und des Osmanischen Reiches nach dem Versailler Vertrag 1919 verdeutlicht.

Das sozioökonomische und kulturelle Gefälle von Nord-Südslawen und Süd-Südslawen, die strukturelle Spaltung zwischen Latinität und Orthodoxie von 395/1054, ist für die Autoren ein Leitmotiv der Geschichte der Balkanvölker. Der orthodoxe Balkan blieb unter osmanischer Herrschaft stehend von der industriellen Dynamik des westlichen Europas weitgehend ausgeschlossen. Während der lateinische Westen individuelle Rechte, Selbstbestimmung und Selbstverantwortung entwickelte, blieb der orthodoxe Osten von hierarchischen Gesellschaftsstrukturen geprägt.

Geschichtliche Ereignisse wirken auch immer auf kollektive Mentalitäten zurück, die ihrerseits oft geschichtsbestimmend werden. Völker haben »Gedächtnisse wie Elefanten«